Zeitschrift: Bulletin / Vereinigung der Schweizerischen Hochschuldozierenden = Association Suisse des Enseignant-e-s d'Université

Herausgeber: Vereinigung der Schweizerischen Hochschuldozierenden

Band: 34 (2008)

Heft: 2

Artikel: Hochschulen und Medien : Plädoyer für eine Noralisierung

Autor: Hänggi, Marcel

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-893898

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Hochschulen und Medien: Plädoyer für eine Normalisierung

Marcel Hänggi*

Im September 2006 publizierte ich in der «Wochenzeitung» ein – kritisches – Porträt von ETH-Präsident Ernst Hafen. Der Zeitpunkt der Publikation war durch einige Zufälle zustande gekommen und erwies sich aus journalistischer Sicht als Glücksfall: Kurz zuvor hatte die ETH-Schulleitung ihre Reformpläne («ETH 2020») verabschiedet, die nun intern auf heftige Opposition stiessen. Ich war mitten in eine Palastrevolution geraten, über die noch kein anderes Medium berichtet hatte – ich hatte einen «Primeur», wie das in der Mediensprache heisst. Wie die Geschichte ausging, ist bekannt.

Es geht an dieser Stelle nicht darum, noch einmal darüber zu streiten, was Herr Hafen richtig und was er falsch gemacht hat. Ich will von dieser Episode ausgehend einige Betrachtungen über das Verhältnis von Hochschulen und Medien anstellen. Vorausschicken möchte ich, dass ich seit mehreren Jahren vorwiegend als Wissenschaftsjournalist arbeite, jedoch vom Politjournalismus her komme; dass ich mehrheitlich über Naturwissenschaften schreibe, aber geisteswissenschaftlich ausgebildet bin. Sowohl die Herkunft aus dem Politjournalismus wie der geisteswissenschaftliche Blick prägen meine Art, die Wissenschaften und ihre Institutionen wahrzunehmen.

«Another one Bites the Dust»

Ernst Hafen hat sich in seinem Rücktrittsschreiben beklagt, es habe eine Medienkampagne gegen seine Person stattgefunden. Wahr ist eher das Gegenteil. Gewiss, es gab freche Schlagzeilen, aber erst nach Hafens Rücktritt, und die frechste kam nicht von der kleinen und bedeutungslosen «Wochenzeitung», sondern vom altehrwürdigen «Nature». Dessen Kommentator titelte: «Another one Bites the Dust». Das spielte darauf an, dass kurz zuvor schon Larry Summers, Präsident der Uni Harvard, den Hut hatte nehmen müssen. Summers hatte in einer Rede gesagt, Frauen seien aufgrund ihrer Biologie mathematisch weniger begabt als Männer, was einen Entrüstungssturm in der Öffentlichkeit zur Folge hatte. Ganz anders im Fall ETH: Ernst Hafen hatte nach seinem Amtsantritt Ende 2005 offensiv die Öffentlichkeit gesucht und auch viele Plattformen erhalten; er hat nichts so Dummes gesagt wie Summers, aber ein paar Dinge von höchster politischer Relevanz. Er wollte die ETH zur weltbesten naturwissenschaftlich-technischen Hochschule machen – konnte aber auf Nachfrage nicht wirklich sagen, was er sich unter einer guten Hochschule vorstelle und wo er deren Platz in der Gesellschaft sehe. Es fragte freilich fast niemand nach; mein Porträt blieb der einzige kritische Artikel über Hafen bis zu dem Zeitpunkt, da sein Rücktritt feststand. Während Larry Summers aufgrund von öffentlichem Druck zurücktreten musste, musste Hafen aufgrund von internem Druck zurücktreten – die Medien spielten keine Rolle.

Ähnlichen Klagen, wie Hafen sie äusserte, begegne ich immer wieder, seit ich als Journalist über Wissenschaften, Hochschulen und Wissenschaftspolitik schreibe. Die Wissenschaft, heisst es beispielsweise, werde zu wenig verstanden; die Öffentlichkeit sei latent wissenschaftsfeindlich, und daran seien auch zu kritische Medienberichte schuld (sogar Journalisten vertreten gelegentlich diese Meinung). Ich weiss nicht, ob diejenigen, die solche Klagen äussern, für eine Mehrheit ihrer Kollegen und Kolleginnen sprechen; ja ich weiss nicht einmal, ob sie selber an ihre Klagen glauben oder ob diese eine Strategie sind, mehr Mittel für die Wissenschaftskommunikation zu erhalten. Sei's drum: Stimmen sie denn, die Klagen? Wie steht es um das Verhältnis zwischen Wissenschaften respektive Hochschulen und Medien?

Ein Lobgesang

Zunächst meine eigene Perspektive: Für mich ist das Verhältnis ausgezeichnet. Bei aller kritischen Distanz, die ich als Journalist zum Wissenschaftsbetrieb zu wahren versuche: Ich kann nur loben. Kollegen, die schon länger im Geschäft sind, erzählen gelegentlich, wie schwierig es früher gewesen sei, an die Wissenschaftler heranzukommen. Das ist nicht mehr so. Ich schreibe derzeit an einem Buch, für das ich immer wieder auf wissenschaftliche Erkenntnisse zurückgreifen muss. Es ist phantastisch, wie sehr sich die Fachleute Zeit für meine Fragen nehmen. Ich kann mich an kein einziges Mal erinnern, dass ein Wissenschaftler für mich keine Zeit gehabt hätte oder dass die Presseabteilung einer Hochschule nicht bemüht gewesen wäre, meine Anfragen an die richtigen Leute weiterzuleiten (in Politik, Verwaltung oder Wirtschaft ist die Situation nicht immer so erfreulich). Mittlerweile gibt es gelegentlich eher schon ein Zuviel an Kommunikation – aber mit

diesem Zuviel umzugehen ist unser Geschäft. Wenn die Uni Zürich eine Pressemitteilung mit «Forscher besiegen Diabetes» betitelt, was offenkundiger Unsinn ist, und der «Tages-Anzeiger» das am nächsten Tag eins zu eins auf seine Titelseite schreibt: dann gilt mein Tadel nicht der Pressestelle, die übertrieben hat, sondern der Zeitung, die jede kritische Distanz hat vermissen lassen.

Ich habe also keinen Grund zur Klage, aber wie sieht das Verhältnis von der anderen Seite her aus? Wenn Wissenschaftler meinen, von den Medien nicht richtig verstanden oder unfair behandelt zu werden, so beruht das, glaube ich, auf mindestens drei Irrtümern.

Irrtum eins: mehr als Übersetzer

Der erste Irrtum betrifft die Rolle des Wissenschaftsjournalismus. Aus Sicht vieler Wissenschaftler (und einiger Journalisten) sind wir Journalisten die Übersetzer und Popularisierer wissenschaftlicher Erkenntnis. Unser Handwerk ist es, so zu schreiben, dass es das Publikum interessiert und dass dieses es auch versteht. Das ist natürlich nicht falsch – aber es ist nur ein Teil unserer Aufgabe.

Beat Gerber, damals Pressesprecher des Paul-Scherrer-Instituts, hat vor einiger Zeit in einem Gastkommentar im «Tages-Anzeiger» geschrieben, die Schweizer Medien würden den Wissenschaften zu wenig Gewicht einräumen. Die Schweizerinnen und Schweizer seien sich deshalb nicht bewusst, wie gute Hochschulen sie hätten, und das sei ein Grund, weshalb Bundesrat und Parlament dem Bereich Bildung und Forschung nur eine jährliche Budgeterhöhung um sechs statt, wie von den Hochschulen gewünscht, um zehn Prozent gewähren wollten. Aber: Wäre es denn anders heraus gekommen, wenn die Wissenschaftsseiten der Zeitungen dicker wären? Vielleicht stünde dann ja auch auf diesen Seiten, sechs Prozent pro Jahr seien genug? Vielleicht wäre da ein Kommentar gestanden, der sich gewundert hätte, dass die Hochschulen nur von Prozentzahlen sprechen und keine Debatte darüber stattfindet, was mit dem Geld zu geschehen habe?

Irrtum zwei: «die» Wissenschaft

Dass der Wissenschaftsjournalismus eine Dienstleistung an der Wissenschaft sei – das ist der erste Irrtum. Journalismus ist eine Dienstleistung am Publikum. Der zweite Irrtum: Niemandem käme es in den Sinn, einem Literaturkritiker «Literaturfeindlichkeit» vorzuwerfen, weil dieser auf das neueste Werk eines bedeutenden Schriftstellers einen saftigen Verriss geschrieben hat. Einige Wissenschaftler neigen aber dazu, es als wissenschaftsfeindlich wahrzunehmen, wenn man ihre Arbeit kritisiert. Das hat damit zu tun, dass man sich als Wissenschaftler der Wahrheit verpflichtet fühlt – und es kann ja nur eine Wahrheit geben!

Oft liest man Sätze von der Form «Umweltschutz und Landwirtschaft sind für, Wissenschaft und Wirtschaft gegen das Gentech-Moratorium». Unsinn. Die Wissenschaft spricht nie mit einer Stimme, auch wenn wichtige Wissenschaftsinstitutionen mitunter versuchen, diesen Eindruck zu erwecken – und Journalisten darauf hereinfallen. Es hat mich selber immer wieder erstaunt, wie viele (unabhängige) Molekularbiologen der Agrargentechnik – um bei diesem Beispiel zu bleiben – kritisch oder ablehnend gegenüberstehen, wenn man sie ausserhalb des Schlachtengetümmels der Abstimmungskämpfe darauf anspricht. «Die Wissenschaft» gibt es nicht.

Irrtum drei: keine Politik

Der dritte Irrtum schliesslich lautet, dass Wissenschaft nicht politisch sei. In der Politik gehe es um Meinungen, in der Wissenschaft um Fakten. Obwohl das erkenntnistheoretisch eine sehr naive Sicht ist, ist sie doch weit verbreitet und sehr wirksam. Die Politik selber baut gerne darauf und versucht, politische Fragen zu entpolitisieren, indem sie sie verwissenschaftlicht. Die Welthandelsorganisation lässt Importverbote für gewisse Produkte nur dann zu, wenn «wissenschaftlich erwiesen» ist, dass die Produkte gefährlich seien. Das Krankenversicherungsgesetz macht Heilmethoden kassenpflichtig, wenn ihre Wirksamkeit «wissenschaftlich nachgewiesen» ist. Das Intergovernmental Panel on Climate Change (IPCC) ist im Grunde ein gross angelegter Versuch, politisches Handeln auf eine wissenschaftliche Grundlage zu stellen; ein Versuch, der zu bemerkenswerten Resultaten geführt hat – nur leider spielt das IPCC in der Entpolitisierungslogik mit. Seine dritte Arbeitsgruppe (die sich mit Massnahmen gegen den Klimawandel befasst) fürchtet sich vor politischen Aussagen so sehr, dass sie die Frage, um die es letztlich geht – wie werden begrenzte natürliche Ressourcen respektive Senken unter den Menschen aufgeteilt? – völlig ausblendet.

Wenn die Fragen politisch sind, kommen aber auch die Wissenschaften nicht um politische Aussagen herum. Es gibt ein Gremium, das nach dem Vorbild des IPCC gebildet ist, das aber dessen Angst vor politischen Statements nicht teilt:

Das International Assessment on Agricultural Knowledge, Science and Technology for Development (IAASTD). Obwohl sein Thema, die Welternährung, genauso wichtig ist wie der Klimawandel, und obwohl es seine Resultate diesen April just zu dem Zeitpunkt präsentierte, da alle Welt von der Ernährungskrise sprach, wurde seine Arbeit in der Öffentlichkeit weit gehend ignoriert. Dieses Desinteresse teilten die Hochschulen: Einer der Hauptautoren des Berichts ist Professor an der Universität Bern; eine Autorin des Syntheseberichts arbeitet an der ETH Zürich, doch weder die Uni Bern noch die ETH veröffentlichten eine Pressemitteilung zum IAASTD-Bericht.

Faszination Wissenschaft

Der Wissenschaftsjournalismus lebt von der Faszination, die von den Wissenschaften ausgeht: von heroischen Geschichten über die abenteuerliche Suche nach der Wahrheit. Diese Faszination ist es, die ausmacht, dass ein Magazin wie der «Spiegel» sich besonders gut verkauft, wenn er ein Wissenschaftsthema auf dem Titel hat. Diese Faszination ist es, die Scharen anlockt, wenn die Universitäten ihre Türen öffnen oder wenn Ereignisse wie das «Einstein-Jahr» anstehen. Dagegen ist auch gar nichts einzuwenden. Man muss sich für diese Art von Wissenschafts-Berichterstattung aber auch nicht besonders stark machen: Das ist ein Selbstläufer. Problematisch daran ist, dass diese Art Berichterstattung ein sehr einseitiges Bild davon zeichnet, was an unseren Hochschulen geschieht: Sie sieht vor allem das Spektakuläre, Grosse, Neue; ja sie trägt zur allgemeinen Überschätzung von Wissenschaft in unserer innovationsbesessenen Zeit bei (ich lasse das hier mal als Behauptung stehen - wie wissenschaftliche Innovation überschätzt wird, illustriert beispielsweise das wunderbare Buch «The Shock of the Old» des britischen Technikhistorikers David Edgerton).

Für mich als Wissenschaftsjournalist, der vom politischen Journalismus her kommt, steht aber nicht diese Faszination im Vordergrund. Für mich ist Wissenschaft vor allem deshalb interessant, weil sie (gute wie schlechte) Antworten auf gesellschaftlich relevante Fragen liefert. Weil die Hochschulen wichtige Institutionen des öffentlichen Lebens sind. Und weil die Frage, wie Wissenschaft sich organisiert und was sie erforscht, eminent politisch ist. Eine Öffentlichkeit und ein Journalismus, die sich dieser Aspekte von Wissenschaft kritisch annehmen, sind nicht «wissenschaftsfeindlich»: Sie nehmen Wissenschaft ernst.

Macht und Interessen

Zurück zu Ernst Hafen: Ich wurde seinerzeit auf ihn aufmerksam, weil ich ihn ernst nahm. Hafen skizzierte in Interviews, Reden und Gastkommentaren seine Vision einer wissenschaftsgeleiteten (um nicht zu sagen: ETH-geleiteten) Gesellschaft, die mich schaudern liess, und ich wollte nachfragen, wie genau er sich diese vorstellt. Die ETH ist eine öffentliche Institution mit einem Milliardenbudget, und ihr Präsident verfügt über mehr Macht als die meisten Politiker in diesem Land, und Hafen wollte die ETH noch viel mächtiger machen. Das wird in der Öffentlichkeit aber kaum reflektiert. Hafen hätte sich bei seinem Rücktritt nicht über zu viel, sondern über zu wenig und zu späte Medienaufmerksamkeit beklagen sollen.

Wenn dann doch einmal Wissenschaftsthemen in der politischen Berichterstattung landen, weil über Gentechnik oder Stammzellen debattiert wird, über die Krankenkassenzulassung der Homöopathie oder den Sinn oder Unsinn gewisser Impfungen, dann geschieht dies oft nach dem simplen Erzählschema «Die Wissenschaft versus ihre Kritiker». Dass die Institutionen, die im Namen «der» Wissenschaft auftreten, genauso wie alle anderen Akteure in unserer Gesellschaft handfeste Interessen und Pfründen zu verteidigen haben, geht meist unter. Ich plädiere deshalb für eine Normalisierung der Berichterstattung über wissenschaftliche Themen; eine Berichterstattung, die die Wissenschaft ohne Nimbus darstellt.

Fliegengene und dicke Kinder

Für einige Wissenschaftler mag es schmerzhaft sein, ihren Nimbus zu verlieren – anderen aber, glaube ich, ist dieser sowieso nur lästig. Oft habe ich es erlebt, dass ich kritisch über ein Forschungsvorhaben berichtete – und dann Dank erhielt von denen, die ich kritisiert hatte. Oder anders gesagt: Manche Wissenschaftler scheinen ganz froh zu sein, wenn ich mich als Journalist nicht auf die Rolle beschränke, die die Wissenschaftskommunikatoren dem Journalismus zugedacht haben. Ich möchte diese Reflexionen mit einer Anekdote abschliessen, die einen solchen Fall illustriert.

Vor einiger Zeit hörte ich einen Vortrag eines Molekularbiologen am Max-Planck-Institut für biophysikalische Chemie in Göttingen. Der Biologe erforschte Fettgene an Fruchtfliegen. Er betonte, dass die Max-Planck-Institute reine Grundlagenforschung betrieben; nichtsdestotrotz tauchte am Schluss seiner Power-Point-Präsentation ein «Spiegel»-Titelbild mit fettleibigen Kindern auf.

Vielleicht, schloss der Referent, könne seine Forschung dereinst helfen, das Problem zu lösen, dass immer mehr Kinder zu dick seien. Ich fragte ihn nach dem Vortrag, ob er wirklich glaube, das Übergewichtsproblem solle auf der molekularen Ebene angegangen werden? Der Forscher schien erleichtert über meine Frage: «Aber nein!», sagte er, «wo denken Sie hin! Natürlich ist das Unsinn, und als Grundlagenforscher interessiere ich mich auch gar nicht für die Anwendungen. Aber wissen Sie, unsere Medientrainer haben uns gesagt, immer dann, wenn Journalisten im Raum sitzen, müssten wir sagen, wozu unsere Arbeit nützlich sei.» ■

**Marcel Hänggi ist freier Wissenschaftsjournalist in Zürich und Vorstandsmitglied des Schweizer Klubs für Wissenschaftsjournalismus. Für sein Porträt von Ernst Hafen wurde er 2007 mit dem Zürcher Journalistenpreis ausgezeichnet. Im Herbst erscheint im Rotpunktverlag sein Buch «Wir Schwätzer im Treibhaus. Warum die Klimapolitik versagt».*